

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 131

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

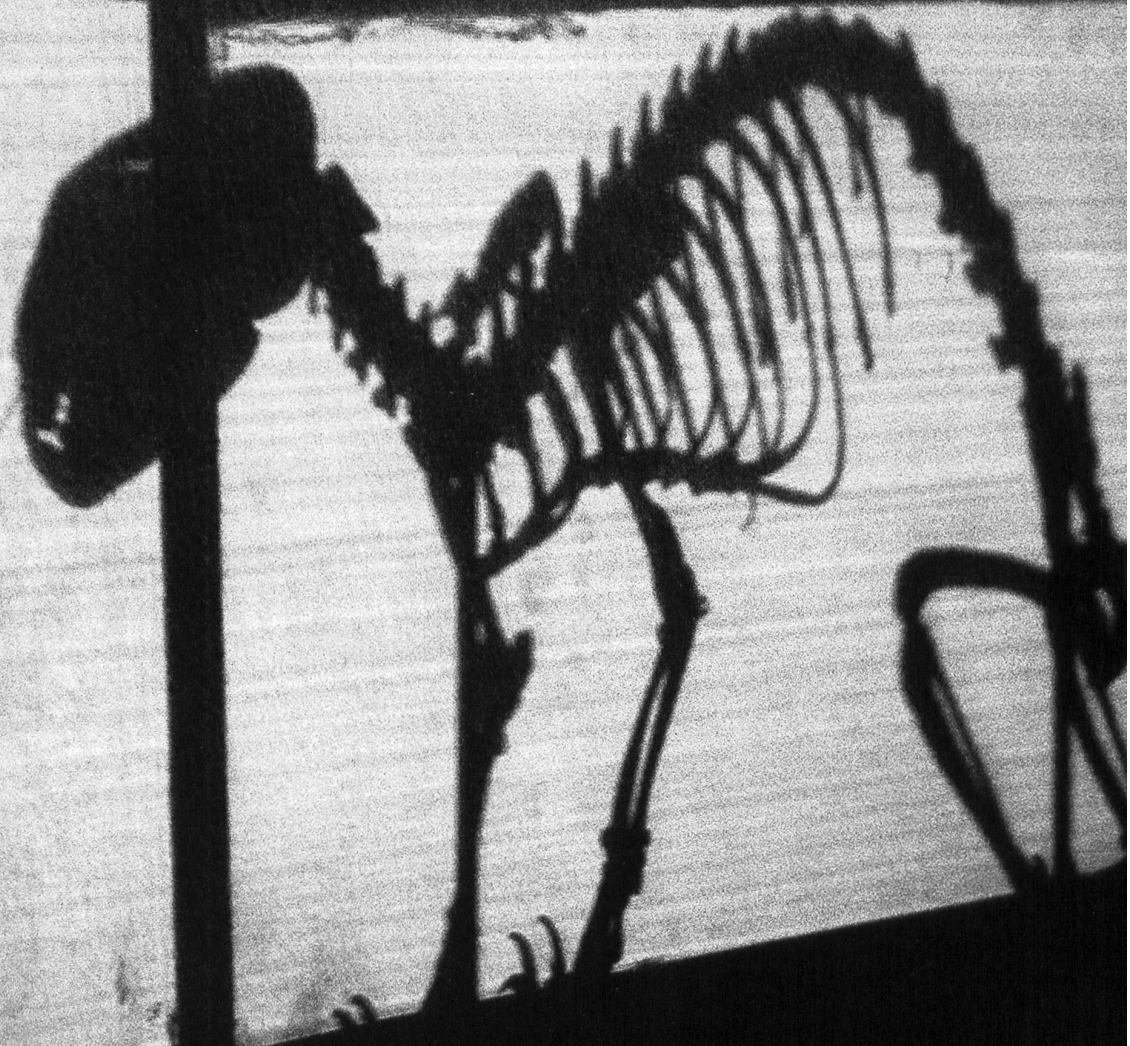
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

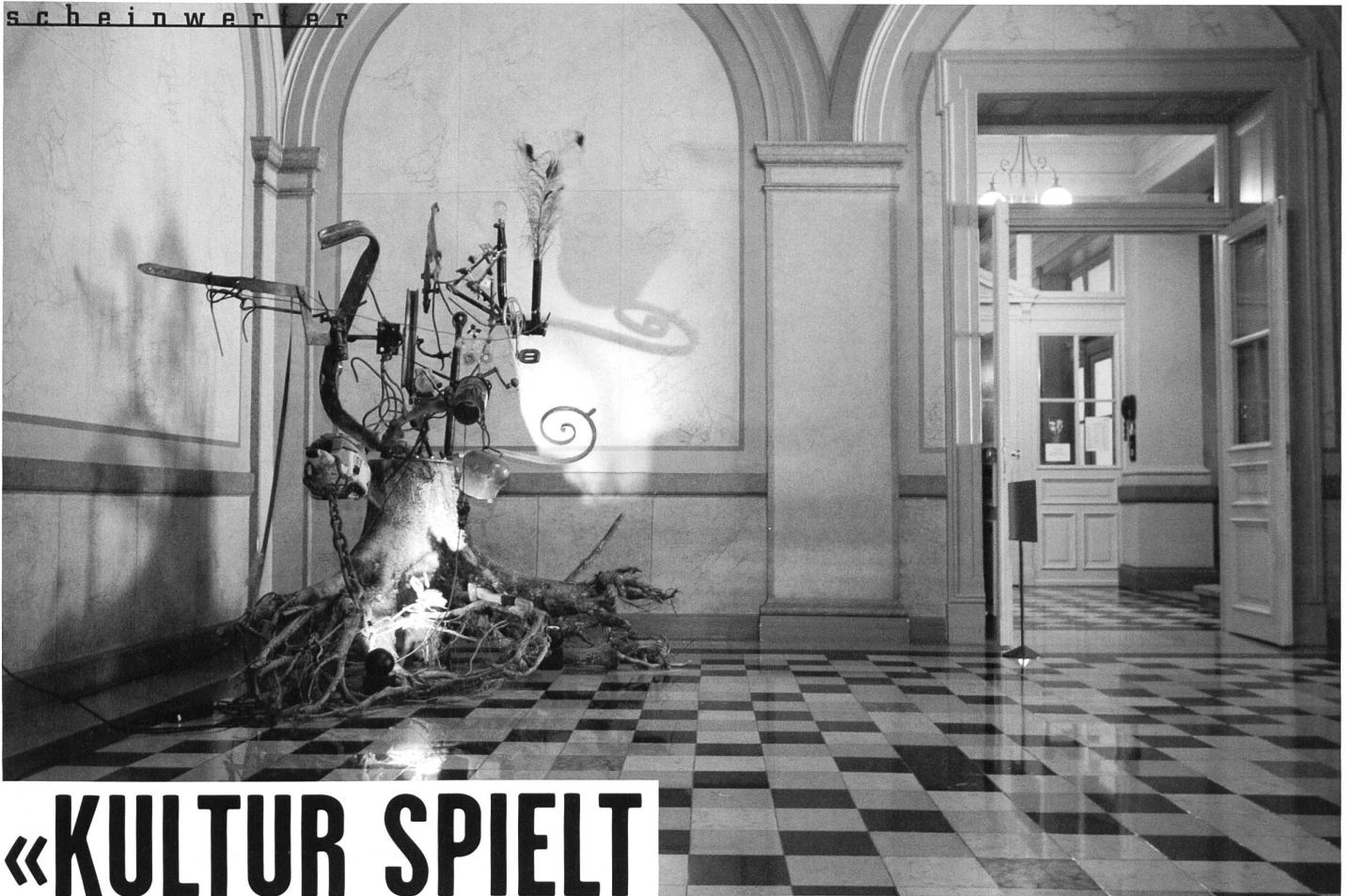
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KULTUR



Nebentube Hauskonzert + + In England und Amerika treten Bands neuerdings zwischen Sofa und Stehlampe auf + + Die St.Galler Ständerate fahren Slalom + + Gustav und Good Life kommen + + Ausserdem: Bilderbuchmenschen im Kinok und Briefmarkenpolitiker in der Galerie W

Bild: A.M. und Florian Bachmann



«KULTUR SPIELT IN BERN KEINE ROLLE»

Skulptur von Jean Tinguely, ein Geschenk an Bundesrat Ogi, im Bundeshaus-Ost.

36

Thomas Hirschhorn hat in seiner Ausstellung «Swiss-Swiss-Democracy» in Paris die Würde der Schweiz und des Menschen verletzt. Das zumindest befand der Ständerat in der Wintersession und strich der Stiftung Pro Helvetia, welche die Ausstellung finanzierte, eine Million aus ihrem Jahresbudget. Im Nachgang zum Kunstsandal ein Interview mit dem Journalisten und langjährigen Bundeshausbeobachter Jean-Martin Büttner zum Kulturverständnis der eidgenössischen Parlamentarier und zum politischen Engagement der Künstler. von Christoph Fellmann

Jean-Martin Büttner, was schätzen Sie, wie vielen der 246 Parlamentariern war der Name Thomas Hirschhorn schon vor dem 6. Dezember 2004 bekannt, als der «Blick» erstmals über dessen Ausstellung in Paris berichtete?

Vielleicht bin ich ungerecht. Aber ich schätze, es war ein gutes Dutzend.

Das Niveau der Hirschhorn-Diskussion war bescheiden. Wie kompetent sind National- und Ständerat in Fragen der Kultur?

Für das Parlament ist die Kultur nicht mehr als ein Budgetposten. Wie wenig es sich für Kultur interessiert, merkt man immer, wenn die Kultur für einmal zu reden gibt: Die Expo.02 war hier vom ersten bis zum letzten

Tag vor allem eine Frage des Budgets und dann noch ein wenig eine Frage der Repräsentation. Oder die Weltausstellung in Sevilla, schon damals zeigten die Parlamentarier denselben Reflex. Das sei keine Kunst, wurde argumentiert, und die Schweiz müsse es noch bezahlen. Die Kulturkompetenz der Parlamentarier ist gering. Bloss kann man ihnen das alleine noch nicht anlasten. Die Kompetenz ist auch bei den Subtilitäten der Gen- oder Biotechnologie nicht sonderlich gross, bei Details des Strassenbaus. Dasselbe gilt ja auch für Journalistinnen und Journalisten. Zu kritisieren ist die Budgetkürzung bei der Pro Helvetia an sich – und die Umstände und Motive dieser Kürzung.

A propos: Ständerat Peter Bieri, der diese Aktion lanciert hat, sagte in einem Interview, es sei «normal», dass sich die Parlamentarier in vielen Fragen – wie ja auch im Fall Hirschhorn – aus der Zeitung informieren. Haben die Medien tatsächlich soviel Einfluss auf die Dossierfestigkeit der Räte?

Schwer zu beantworten, ohne allzu eitel die eigene Branche zu loben. Aber es stimmt, viele Parlamentarier beziehen sich ihre Meinung aus der Zeitung, die sie gerade gelesen haben. Im übrigen ist das gar nicht schlecht, sich bei den Medien zu informieren. Nur unterschlägt Bieri in seinem Vergleich, dass es eben nicht dasselbe ist, eine Ausstellung per Ferndiagnose zu bewerten oder sich zu einem Sachthema medial schlau zu machen.

Jede mittelgrosse Schweizer Stadt poliert heutzutage mit Kultur ihr Prestige auf. In der Bundespolitik allerdings scheint mit Kultur und Kulturpolitik kein Blumentopf zu gewinnen zu sein. Täuscht der Eindruck?

Die Kulturpolitik hat in Bern kein Prestige, weil sie schlicht keine Rolle spielt. Die Kultur ist wie gesagt vornehmlich ein Budgetposten – und ein kleiner noch dazu. Mehr nicht. Wenn man die Kulturpolitik mit dem Lobbying vergleicht, das bei Fragen der Rüstung, der Pharmaindustrie oder der Landwirtschaft greift, dann erkennt man, wie unwichtig sie ist.

Eine Frage des Geldes – oder auch des Interesses?

Mir fällt immer wieder auf, wie wenig die Parlamentarier lesen, wie selten sie ins Kino gehen, wie wenig sie sich für moderne Kunst interessieren, für Musik oder Tanz. Natürlich sind einige belesen, die meisten aber scheinen für die Kultur keine Zeit zu haben. Ich glaube, das hat auch mit ihrer Sozialisierung zu tun. Wie wird man überhaupt Parlamentarier? Sehr oft ist eine Parlamentskarriere doch das Ergebnis einer negativen Selektion. Und ist man erst einmal Parlamentarier, fehlt einem die Zeit für Kultur: Es ist zuweilen bedrückend, an wie vielen Veranstaltungen Parlamentarier präsent sein müssen.

Man könnte auch sagen, die Berner Kulturpolitik habe in der Tat keine Bedeutung. Schliesslich wird die Kultur in den Städten gemacht und finanziert.

Sicher. Nur finanziert die Pro Helvetia in der Regel Projekte, die von Kantonen, Gemeinden oder Privaten ebenfalls unterstützt werden, oft mit kleinen Summen. Gerade das macht den Kürzungsentscheid bei der Pro Helvetia so fatal: Wenn die Stiftung bestimmte Projekte nicht mehr unterstützen kann, hat das Signalwirkung auf andere. Zudem darf man nicht vergessen, dass in Bern bald wichtige Entscheide zur Kulturpolitik fallen: Das neue Kulturförderungs- und das neue Pro Helvetia-Gesetz stehen an. Pascal Couchepin hat den bisherigen Leiter des Bundesamtes für Kultur ersetzt – durch einen Technokraten, wie es scheint. Das sind nicht unbedeutende Entscheidungen. Das gilt auch für die gestrichene Million bei der Pro Helvetia, die als Kürzung und als Symbol von Gewicht ist, jedenfalls gewichtiger, als viele Parlamentarier meinen, die bloss ein bisschen warnen wollten.

Gibt es gewichtige kulturelle Stimmen im eidgenössischen Parlament – oder ist es angesichts des geringen Prestiges mehr oder weniger Zufall, wer in Kulturfragen auftritt?



Fenster von Burkard Mangold, um 1931, im Parlamentsgebäude des Bundeshauses.

Es gibt schon einige wenige. Und natürlich kennt jede Partei Leute mit einer gewissen Sensibilität für die Kultur – schon, weil sie in der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur vertreten sind. Nur hat gerade diese ein sehr geringes Prestige. Hier werden oft Leute platziert, die für wichtige Kommissionen nicht in Frage kommen. Parteiintern gilt sie jedenfalls als die uninteressanteste Kommission.

In wichtigen Fragen spielt die Parteiräson in Bern eine immens wichtige Rolle. Ist sie in der Kulturpolitik kleiner? Immerhin hat die Hirschhorn-Debatte ja CVP und FDP gespalten.

Das war eher ungewöhnlich. Wie jedes andere Thema wird auch die Kultur zunächst als parteipolitische Frage wahrgenommen. Die SVP ist der Meinung, der Staat brauche die Kultur nicht zu fördern, während CVP und Freisinn die Budgetanträge aus der Verwaltung im allgemeinen unterstützen. Diese Konstellation ist in zahllosen Fragen genau die gleiche.

Interessant ist aber, dass die Hirschhorn-Debatte die CVP und FDP recht deutlich auseinander dividiert hat.

Da spielten mehrere Faktoren mit hinein. Zum Beispiel der Auftritt von Ernst Leuenberger, dem Solothurner Sozialdemokraten, im Ständerat. Er hat den Bürgerlichen eine reaktionäre Haltung vorgeworfen. Das war taktisch ungeschickt und brachte die Freisinnigen dazu, aus Trotz wieder für den Streichungsantrag zu stimmen. Dazu kommt, dass viele Bürgerliche in beiden Kammern die Pro Helvetia disziplinieren möchten. Darum war diese Aktion tatsächlich als Warnung zu verstehen, gewissermassen als Ankündigung eines Eingriffs. Wobei sich politische, ästhetische und finanzpolitische Absichten vermischen und kumulieren. Der Fall ist so gesehen noch überhaupt nicht ausgestanden.

Die Aktion wäre zum Rohrkrepiere geworden, hätten sich die moralischen Argumente der CVP nicht mit den ordnungspolitischen Ideen der SVP vermischt.

Klar, aber das kommt immer wieder vor. Beides gehört zum rhetorischen Repertoire. Das ist der Sound der Politik.



Zimmer des Nationalratspräsidenten im Parlamentsgebäude des Bundeshauses. Fotos: Peter Lauth

Und doch schien Peter Bieris Bemühen um die Menschenwürde durchaus authentisch. Ja. Ich glaube, dass ihn die Verbindung der Innerschweizer Wappen mit den Folterszenen aus Abu Ghraib nachhaltig verstört hat: Er schien nicht mehr fähig, solche Gegenüberstellungen als symbolische Darstellung zu lesen und ist dann durchgestartet. Was ja erstaunlich war. Bieri ist als offener Typ und auch als kulturfreundlicher Politiker bekannt, ebenso wie der hochanständige Fritz Schiesser, ein Freisinniger, der sich ebenfalls gegen die Ausstellung verwandte. Dass solche Leute sich intellektuell derart verrennen, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Was haben diese Politiker für ein Kulturverständnis?

Peter Bieri hat im «Zischtigs Club» des Schweizer Fernsehens etwas sehr Bezeichnendes gesagt, das er vermutlich noch lange bereuen wird. Er ist ja Lehrer an einer Landwirtschaftsschule. Und er verglich die Kulturschaffenden mit Schülern. Wer nicht gehorche, befand er dann, gehöre eben bestraft. Ich meine, in dieser Analogie hat er das Kulturverständnis sehr vieler Politiker in Vollendung zusammengefasst: Kultur muss etwas Messbares leisten, aufbauend sein, sinnstif-

tend, pädagogisch wertvoll. Diese Vorstellung einer nützlichen Kultur sitzt sehr tief bei den Politikern.

Bei der SVP ist es Parteiprogramm. Ueli Maurer meinte, die Pro Helvetia müsse für die Schweiz Werbung machen.

Ueli Maurer ist ein sehr guter Politiker, unabhängig davon, dass ich seine Ansichten vehement ablehne. Von Kultur aber versteht er nichts. Seine Äusserungen zum Fall Hirschhorn entsprachen dem, was er und seine Partei seit Jahren fordern.

Man hat sich schon lange gefragt, wann denn die SVP die Kultur «entdeckten» und eine Kampagne gegen ihre staatliche Förderung starten würde. Steht diese nun bevor?

Denkbar, aber unwahrscheinlich. Denn sie wird keinen Erfolg haben, weil die anderen Parteien bei ihrer Haltung bleiben, dass es die staatliche Kulturförderung braucht. Zwar gibt es im Parlament grosse Vorbehalte gegen die Pro Helvetia und auch gegen die Stiftungspräsidentin Yvette Jaggi, eine Sozialdemokratin. Nur wird die CVP schon deshalb gegen die Abschaffung der Pro Helvetia sein, weil sie ganz offensichtlich darauf spekuliert, Jaggis Nachfolge zu besetzen. Der Freisinn

wiederum ist zunächst einmal jene Partei, die der Kultur am nächsten steht, näher noch als viele SP-Leute. Ausserdem wird sie sich hüten, ihren eigenen Kulturminister, also Pascal Couchepin, dermassen zu desavouieren.

Also wird die verstärkte Aufmerksamkeit der Kultur nicht schaden?

Doch. Ich gehe davon aus, dass dieses weiter nach rechts gerückte Parlament den Wunsch verspürt, die Kultur anzuleiten und zu instrumentalisieren. In dem Sinne eben, dass Kultur etwas nützen, einen Ertrag abwerfen muss, zum Beispiel Auslandwerbung für die Schweiz. Ich bin gespannt, wie sich solche Vorstellungen, die ich für absurd halte, auf die zu revidierenden, wiederholt verzögerten Gesetze zur Kulturförderung und zur Pro Helvetia auswirken werden. Wie stark die Disziplinierungsversuche schliesslich sein werden, hängt aber auch von der Kulturszene ab. Wenn sie sich so aufführt wie während der Hirschhorn-Debatte, muss sie sich über die Folgen nicht wundern. Ich halte es für geradezu obszön, die Budgetkürzung eines Parlamentes mit den Bücherverbrennungen durch die Nazis zu vergleichen. Dieser ebenso selbstgerechte wie historisch absolut unhaltbare Vergleich desavouiert alle, die ihn

ST.GALLER SLALOMFAHRTEN IM STÄNDERAT

Im Ständerat fand sich im Dezember dreimal eine Mehrheit für die Kürzung der Mittel der Pro Helvetia um eine Million Franken. Wie stimmten die beiden St.Galler Vertreter im Ständerat ab? Offenbar je nachdem, wie hoch der Adrenalinpegel gerade war. Eugen David (CVP) stimmte am 7. Dezember in der ersten Runde gegen die Kürzung, gleich wie auch Erika Forster (FDP). Trotzdem war das Resultat deutlich: Der Ständerat hiess den Kürzungsantrag mit 24:13 Stimmen gut. Gong zur zweiten Runde: Im Nationalrat war inzwischen die Kürzung abgelehnt worden. In den Medien hatten alle, die etwas zum Thema Kunst und Geld und Freiheit zu sagen hatten, irgend etwas dazu gesagt. Am 13. Dezember stimmte der Ständerat zum zweiten Mal ab. Das Ergebnis: Eine knappe 22:19 Mehrheit für die Kürzung. – Wenn man so will, gab der Meinungsumschwung der St.Galler Vertreter den Ausschlag. Beide hatten nämlich inzwischen die Seiten gewechselt.

«Der DDR-Vergleich von Frau Jaggi ist mir sauer aufgestossen», begründet Eugen David sein Umschwenken. Zur Erinnerung: Die Präsidentin der Pro Helvetia hatte den ersten Entscheid des Stän-

derats als «der ehemaligen DDR würdig» bezeichnet. Für Eugen David Grund für einen Wechsel ins Lager der Strafaktionisten. «Auch die Pro Helvetia muss sich hinterfragen lassen», findet er. Schliesslich verbrache die Organisation einen Drittel ihres Budgets für den eigenen Aufwand. Einen ähnlichen Grund gibt Erika Forster an. «Der Leuenberger hat mich so geärgert, dass ich Ja gestimmt habe», sagt sie und räumt ein, «emotional reagiert» zu haben. Konkret hatte der Solothurner SP-Ständerat Ernst Leuenberger bei der zweiten Debatte erklärt, eine Budgetkürzung wäre «eine eklatante Niederlage der Liberalen in diesem Saal» und der Entscheid sei «Zeichen einer reaktionären Mentalität».

Bei der Einigungskonferenz lag schliesslich ein Kompromissvorschlag auf dem Tisch. Der Pro Helvetia sollten noch 180000 Franken gestrichen werden – genau der Betrag, mit dem die Hirschhorn-Ausstellung unterstützt worden war. Erika Forster unterstützte diesen Vorschlag. Doch der Ständerat wies den Kompromissvorschlag am 16. Dezember mit 25:18 Stimmen ab. Damit war die Kürzung des Pro Helvetia-Kredits von 34 auf noch 33 Mio. Franken definitiv. **Andreas Kneubühler**

bemühen. Und ausserdem: Wenn die Sache den Kulturschaffenden so wichtig ist, warum bringen sie es nicht fertig, sich aus Protest auf dem Bundesplatz zu versammeln? Ich muss widerwillig sagen: Von allen Beteiligten hat Christoph Blocher am Souveränsten auf die Affäre reagiert. Von Thomas Hirschhorn dagegen habe ich nur wirres Zeug gehört.

Wir haben von der kulturellen Kompetenz der Parlamentarier gesprochen. Gibt es in der Wandelhalle denn auch eine kompetente Kulturlobby?

Es gibt vor allem im Bundesamt für Kultur sehr viele kompetente Leute, die natürlich auch lobbyieren. Es gibt auch aus der Szene die Interessenvertreter, die im Bundeshaus eine kleine Lobby bilden – vor allem da, wo die grossen Förderbeiträge zu holen sind, etwa im Film. Aber weil die Kultur in Bern keine Rolle spielt, spielt auch die Kulturlobby keine. Wenn die Kulturszene stärker wahrgenommen werden will, so wünschte ich mir ohnehin, dass sie sich vermehrt in die politische Debatte einmischet: Die intellektuelle Teilnahme am politischen Tagesgeschäft, wie sie in England, Frankreich oder Deutschland selbstverständlich ist, existiert bei uns kaum.

Ihre Prognose: Wie werden sich die letztjährigen Debatten um die Filmförderung und die Pro Helvetia auf die erwähnten neuen Gesetze auswirken?

Mehr als an grosse Veränderungen glaube ich an subtile Formen der Disziplinierung: An Bremsmanöver oder daran, dass das Pro-Helvetia-Präsidium im nächsten Jahr mit einer konservativen Kraft besetzt werden wird. Was ich am meisten befürchte, ist ein voraus-eilender Gehorsam: Dass nämlich die Pro Helvetia in der Wahl ihrer Projekte vorsichtiger wird und damit eine sublimale Form der Selbstzensur Einzug hält. Das ist es, was Peter Bieri im Affekt nicht bedacht hat: Wer eine missliebige Ausstellung auf diese Weise abstrafte, führt die Bedingungen für eine Vorzensur ein.

Dieses Interview kam durch den Medienpool des Luzerner Kulturmagazins, der Basler Programmzeitung und Saiten zu Stande. Das Kulturmagazin und die Programmzeitung beschäftigen sich im Februar ausgiebig mit dem Hirschhorn-Skandal und der eidgenössischen Kulturförderung. Beide Magazine können im Saiten-Büro bezogen werden.



Jean-Martin Büttner, 1959, war langjähriger Bundeshausredaktor des Zürcher «Tages Anzeiger». Heute arbeitet er für die Zeitung als Inland-Reporter und Musikkritiker. Büttner ist auch Autor des Buches «Sänger, Songs und triebhafte Rede – Rock als Erzählweise» (Stroemfeld/Nexus 1997).

FERNSEHEN GEHEN INS KUNSTMUSEUM

40

Unter dem Titel «Me Myself I» zeigt das St.Galler Kunstmuseum erstmals seinen Bestand an Videokunst. Die Ausstellung, die sich allgemein mit der Konstruktion von Identität beschäftigt, wirft auch die Frage nach dem Selbstverständnis der noch jungen Kunstform auf. von Martin Fischer

Im Kunstmuseum steht ein Bett. Das Bett ist aus Scottie's Bedroom, dem Film von Alfred Hitchcock. Wobei das Bett nicht das Bett ist, sondern nur ein Nachbau von diesem Bett. Nachgebaut hat es David Reed. Wobei Herr Reed nicht Schreiner, sondern Maler ist, was erklärt, weshalb über dem Bett, das heisst, dem Nachbau, eines seiner Bilder hängt, was aber andererseits nicht erklärt, weshalb eben dieses Bild auch über Scottie's Bett in Scottie's Bedroom in Herrn Hitchcocks Film hängt, was es aber tut, zumindest in «Scottie's Bedroom», der Installation von Herrn Reed. Alles klar?

Sagenhafter Ursprung

Der Kunsthistoriker Ernst Gombrich behält Recht: Über ein Bild, das der Leser nicht sehen kann, sollte man nicht schreiben. Die Installation «Scottie's Bedroom» muss man selbst betreten und gesehen haben, ansonsten ist sie unvorstellbar und damit unbeschreiblich. Deshalb schon zu Beginn, was eigentlich erst am Ende stehen sollte: Die Empfehlung,

die Ausstellung «Me Myself I» im Kunstmuseum St.Gallen zu besuchen. Eine Ausstellung über «Konstruktionen von Raum und Identität in der Kunst der Gegenwart», wobei Kunst der Gegenwart hier vor allem Videokunst meint, und man für das Thema Identität und Videokunst erst einen Blick zurück werfen sollte.

Als Urvater der Videokunst gilt – so haben sich die Kunsthistoriker geeinigt – Nam June Paik. Immerhin wird über Paik eine sagenhaft gute Geschichte erzählt. 1965 soll er die allererste in die USA gelieferte Video-Kamera gekauft, damit im Taxi auf dem Weg zurück nach Hause seine ersten Aufnahmen gemacht und diese noch am selben Abend im Künstlerclub «Café-a-Go-Go» vorgeführt haben. Eine Zangengeburt scheint die Videokunst demnach nicht gewesen zu sein. Heute ist Paik im Kunstmuseum mit der in der Schweiz einzigartigen «Beuys Voice» vertreten. Von Ausnahmen wie Paik abgesehen wurde Video in der Kunst der sechziger-Jahre vor allem zur Dokumentation von Performances verwendet,

entwickelte sich in den Siebzigern zu einer eigenständigen Kunstform mit eigener Ästhetik und eigenen Themen und fand in den Achtzigern, noch nicht einmal ganz aus der Pubertät raus, bereits ein eigenes Zuhause: Eigene Ausstellungen, Festivals und Organisationen.

Wechselseitige Beeinflussung

Doch nicht nur die Kunst, auch das Fernsehen erkannte die Möglichkeiten elektromagnetischer Bänder. CNN und MTV machten «Video» zum tagesfüllenden Programm und produzieren seither im Alleingang die Bilder unserer Zeit. Von unkenntlichen Live-Bildern aus Krisengebieten bis zu Musikvideos in Hollywood-Qualität. Zwischen diesen beiden Bildqualitäten schwanken auch die Arbeiten im Kunstmuseum. Auf der einen Seite jene, die sich «ganz bewusst» von der Bildqualität Hollywoods distanzieren, um so «etwas Eigenes» zu kreieren. Das klingt sehr schön, sieht aber sehr unschön aus: Langweilige Kameraeinstellungen, matte Farben und wohl mit Messer und Gabel geschnittene Schnitte. Bon,

auch das ist «Konstruktion von Identität». Auf der anderen Seite Arbeiten wie etwa «Detached Building» des Künstlerduos Hubbard & Birchler. Perfekte Bilder, aufwendig produziert. Dazu Musik, jedoch zurückhaltend, sodass man sich ganz sicher ist, dass die Bilder auch ohne die Musik toll wären. Etwas, das sich sonst weder von MTV noch etwa von Sylvie Fleury (ebenfalls ausgestellt) behaupten lässt. Doch nicht nur qualitativ, auch thematisch ist das Verhältnis zwischen Kunst und Fernsehen immer wieder Teil der gezeigten Arbeiten. Nicht wenige drehen sich um nichts anderes. Die Frage, ob Nam June Paik auch der Urvater von MTV ist, und wer nun wen und wie beeinflusst hatte, ob die Kunst das Fernsehen oder das Fernsehen die Kunst, scheint zumindest die Kunst noch immer zu interessieren. Eine Frage der Identität, auf die man im Kunstmuseum die eine oder Antwort findet.

Aktive Archive

Die Ausstellung «Me Myself I» entstand nicht zufällig. Mit Roman Signer und Pipilotti Rist in direkter Nachbarschaft hat das Kunstmuseum seit längerem einen engen Bezug zur Videokunst. Ein Grossteil der gezeigten Arbeiten stammt denn auch aus der hauseigenen Sammlung. Jedoch bringt eine derartige Sammlung auch Verpflichtungen mit sich. Wie digitale und elektromagnetische Daten gesichert werden können, damit sie auch in zehn, hundert und tausend Jahren noch lesbar sind, ist eine drängende Frage. So entstand in Zusammenarbeit mit der HKB Bern unter dem Titel «Aktive Archive» ein Pilotprojekt zur Inventarisierung und Restauration von Werken der Neuen Medien. Erstes Resultat davon ist «Me Myself I». Die gezeigten Arbeiten werden nicht mehr von «so altertümlichen Geräten wie Video- oder DVD-Playern» (O-Ton Eröffnungsrede) abgespielt, sondern direkt von Flashcards übertragen. Ein wichtiger, wenn auch von aussen nicht sichtbarer Schritt in die Zukunft des Museumswesens. Ob das Projekt «Aktive Archive» auch darüber hinaus ein Erfolg sein wird, wird sich jedoch erst zeigen, wenn auch im Jahr 2105 n. Chr. «Me Myself I» wieder gezeigt werden kann. An welchem Ort dann auch immer.

Me, Myself, I. Bis 23. April im Kunstmuseum St.Gallen, Di-Fr 10-12 und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr. Sa und So 10-17 Uhr. Vortrag über das Projekt «Aktive Archive»: 9. Februar, 18.30 Uhr. Führung: 13. Februar, 11 Uhr. Kunstgespräch mit der Museumspädagogin: 16. Februar, 18.30 Uhr. Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

AKTUELLE MEDIENKUNST

Derweil es die Videokunst, siehe nebenstehenden Artikel, bereits ins Archiv geschafft hat, geht es bei der aktuellen Medienkunst erst um das Erkunden möglicher Territorien. Unter dem Titel «Mapping New Territories» zeigt die Neue Kunst Halle vier eidgenössische Expeditionen auf dem Gebiet: In einer interaktiven Installation setzt sich das Künstlerkollektiv Knowbotic Research mit Fragen der Herrschaft auseinander. Ein Roboter kann von den Besuchern auf schwarze Ballons gesteuert werden, die frei in einem begrenzten Raum schweben. Die Ballons bilden dabei eine Analogie zu inhaftierten Terrorverdächtigen, deren gesetzlicher Status, etwa im Ausnahmezustand Guantanamo, nicht geregelt ist. Wie die Inhaftierten sind die Ballons der Willkür eines Dritten schutzlos ausgeliefert. Mit übergrossen Zeichnungen junger Frauen, die einen Mord begangen haben, war Marlene McCarty bereits im letzten Jahr im Lagerhaus zu sehen – in

einer Installation der Künstlerin interagiert nun eine aufreizende junge Frau mit dem eintretenden Besucher, indem sie auf seine Bewegungen reagiert. Das betrachtende Subjekt muss sich gegenüber der Protagonistin positionieren, auch sie in den siebziger Jahren eines Mordes überführt. Die dritte Installation, 56kTV-bastard channel, zeigt eindrücklich, wie sich die Fernsehwelt alternativ gestalten lässt, ehe die vierte Expedition live miterlebt werden kann: Voraussichtlich in der Lokremise verarbeitet die Künstlergruppe n3krozoft mord am 12. März in einer Performance einen Selbstmord, der in einem Chatroom angekündigt und anschliessend tatsächlich durchgeführt wurde. Am selben Tag wird in einem Symposium über die Förderung, Rezeption und Vermittlung neuer Medienkunst diskutiert. **(ks)**
Neue Kunst Halle St.Gallen, bis 27. März, Di-Fr 14-18 Uhr, Sa und So 12-17 Uhr.

SUBVERSIVE BRIEFMARKEN

In der Galerie W in Heiden stehen für einmal die ganz Kleinen im Zentrum der Aufmerksamkeit: die Briefmarken. Allerdings nicht die staatstragenden, nein: Insbesondere die Fluxuskünstler der sechziger und siebziger Jahre hatten die Briefmarke als Mittel für Interventionen entdeckt und in der Form von Pseudo-Briefmarken ein neues Kunstmedium eingeführt. Neben Briefmarken aus Ländern mit Phantasienamen wie Kanadada, Nadorp oder Fluxpost irritierten einige ihrer Pseudomarken mit unüblichen, oft provokanten und tabuisierten Inhalten. Bei diesem künstlerischen Angriff auf die Post ging es weder um Tarife noch um Privatisierung: Angefochten wurde das Monopol von Bild und Inhalt auf Briefmarken und Kuvert, frei nach dem Motto: «Gebt dem Staat, was ihm zusteht, nämlich die Gebühren, aber den Absendern die Freiheit für den visuellen Ausdruck.» Kein Wunder also, entdeckte auch die Zürcher Jugendbewegung mit ihrer heiter-schwarzen Metaphorik diese Non-Governmental-Art: 1980 frankierten Aktivisten ihre Briefe mit einer Pro-Juventute-Marke, die als Sujet ein autonomes Jugendzentrum zeigte. Einer der wenigen Schweizer, der seit Jahren in der Artistamp bzw. Mail-Art-Szene rund um den Globus korrespondiert, ist der Trogener Künstler H.R. Fricker. Als Gastkurator hat er nun drei amerikanische Brieffreunde nach Heiden eingela-

den: E.F. Higgins, das Leitfossil der Gattung, malte in den letzten dreissig Jahren auf Leinwand gegen zweitausend farbenfrohe Gemälde und nutzte sie, fotografisch verkleinert, als Vorlagen für seine Pseudobriefmarken. Russell Butler, dreissig Jahre lang Bahnarbeiter in Arkansas, rangierte seine Güterwagen mit kleinen Kreidezeichnungen versehen auf die Weltreise. Später verschickte er Briefmarken, allerdings nicht wahllos: Bei privaten Besuchen fotografierte er sein Gegenüber mit einer alten Polaroid-Kamera und schickte später seinem Gastgeber Briefmarken, hergestellt aus wundervollen Schablonen. Der dritte im Bunde ist Michael Hernandez da Luna, der in den letzten Jahren dafür besorgt war, dass das Medium nicht ins Kunsthandwerk kippte: Seine Themen sind Gewalt, Politiker, Love, Sex, Viagra u.a., die Gerichte sind seinen US-Marken ohne Auftrag (Bild) auf den Fersen. Unlängst hat de Luna ein Buch mit dem Titel «Axis of Evil» herausgegeben, mit Marken befreundeter Künstler, darunter Fricker, die politischen Zündstoff liefern. An der Vernissage wird Karl Kronig vom Museum für Kommunikation in Bern über das Phänomen Artistamp sprechen. **(hrf/ks)**
Galerie W, Seelälee 6, Heiden, 17. Februar bis 13. März, Mi-Fr 15-18 Uhr, Sa und So 14-17 Uhr. Vernissage: 17. Februar, 19 Uhr. Künstlergespräch: 27. Februar, 15 Uhr.





Eigentlich eine uralte Idee: Jerry J. Nixon an der legendären Party von Leonard E. Sanchez in Santa Fe, New Mexico, 1958

Und noch einmal rein in die Stube: Britische und amerikanische Musiker wehren sich mit «Home Concerts» gegen das Trenddiktat der etablierten Konzertveranstalter – und haben dabei viel Spass. Ein paar Tipps aus London zur lokalen Nachahmung. von Hanspeter Künzler

Das Rezept ist simpel. Man nehme Stube, Küche, Garten oder – wem leicht dadaistisch zumute ist – Badezimmer, gebe ein, zwei oder drei Musiker dazu, die zur Ausübung ihres Metiers möglichst nicht einmal eine Steckdose brauchen, lade zwanzig Freunde ein, von denen man weiss, dass sie beim Anblick einer Topfkollekte nicht geizig werden, weise ihnen je nach Fitness ein Kissen am Boden zu oder Grosspapas Ledersessel, zünde noch ein paar Kerzen an, und schon – a-one! a-two! a-three! – gehts los, das massgeschneiderte Konzert für den Heimgebrauch. «Home Concerts» heisst das stille Phänomen, das vor zehn Jahren an der englischen Südküste seinen Anfang nahm und unterdessen auch in den USA um sich greift.

Im Kern ist die Idee so organisch wie altmodisch: Reiche Leute haben sich ja schon immer private Salonkonzerte gegönnt. Aber in der Art, wie sie jetzt um sich greift, wäre ohne das Internet undenkbar. Der in New

York lebende, irische Singer/Songwriter Pierce Turner bringt die Vorteile auf den Punkt: «Es stellt eine weitere Möglichkeit dar, der Kontrolle der Industrie zu entschlüpfen» sagt er. «Ausserdem muss man sich nicht mit ausgelagerten Klubbesitzern herumschlagen. Und man braucht sich keine Sorgen wegen der schlechten PR-Arbeit zu machen – damit fällt die Angst weg, dass man vor einem leeren Saal stehen könnte.» Turner, ein eigenwilliger Musiker mit sieben Alben auf dem Buckel, bei denen Musiker wie Philip Glass, Garth Hudson und der Posaunist Fred Parcells mit-tun, fällt insofern aus dem Home-Concert-Rahmen, als er keiner Organisation angehört.

Schnapsidee

Seine Bekehrung begann mit einer Schnaps-idee. «Busy Man», eine Single-Auskoppelung von seiner letzten CD, wurde oft am irischen Radio gespielt. Im Lied ging es um einen Mann, der den ganzen Tag nichts tat, jedoch

der Überzeugung war, wahnsinnig beschäftigt zu sein. Turner schrieb einen Wettbewerb aus: Gesucht war der Ire, auf den das Lied am besten passte. Turner konzertierte für den Preisgewinner, ohne dass der sich aus dem Sessel bewegen musste. Derart Spass habe der Auftritt gemacht, dass er über seine Website Fans in ganz Irland suchte, die gewillt waren, ihn bei sich auftreten zu lassen. Sie mussten eine gewisse Anzahl Besucher garantieren, die je ein paar irische Pfund zahlten. Die resultierende Stuben-Tournee sei rundum eine Freude gewesen, und zum Schluss habe erst noch die Kasse gestimmt – im heutigen Pop-Geschäft, wo die Bands nicht selten sogar zahlen müssen, um auftreten zu dürfen, keine Selbstverständlichkeit. «Die Idee ist total simpel und greift noch dazu auf eine alte Tradition zurück», sagt Pierce Turner rückblickend. «Aber ich wäre nie drauf gekommen, wenn ich meinen Kopf voll gehabt hätte von Problemen mit einer Plattenfirma – was die mei-

sten Musiker ja die meiste Zeit beschäftigt.» Die in Brighton an der englischen Südküste beheimatete Organisation «Healthy Concerts» ist ein lockerer Verbund von Musikern und Fans, die gewillt sind, sich gegenseitig mit Home Concerts zu unterstützen. Nicht weniger als 125 Einzelkünstler und Bands werden auf ihrer Website unterdessen aufgelistet. Zumeist handelt es sich um solche, für die die Tore zum «grossen» Musikgeschäft aus den verschiedensten Gründen verschlossen bleiben. Aber nicht alle Namen, die in der Liste auftauchen, sind unbekannt. So begegnen wir etwa Kieran Halpin, einem Veteran mit 16 Alben auf dem Buckel, Astrid Williamson, einer Sängerin, die mit Goya Dress Alben fürs Brit-Pop-Label Nude einspielte, Sharon Lewis, welche im spukhaften Indie-Folk-Duo Pooka vier grossartige Alben bei Warners, Island und Rough Trade herausgab, und FaunFables, eine geistig mit Pooka verwandte Gruppe aus den USA, die letzthin auch in Zürich zu sehen war. Das Spektrum beschränkt sich nicht nur auf Kammer-Folk, es umfasst auch Koraspieler aus Gambia, indische Tablaspieler, «Punk-Pianisten», Cellisten, Zauberer und Slam-Poets. Längst sind die Adressen über ganz Britannien verstreut.

Auch der Zaster stimmt

Die Idee für House Concerts hatte vor zehn Jahren der fürs Business «unsichtbare» Sänger Paul Chi. Das «Healthy Concert» gaben Pooka 1994 in einer Stube in Brighton. «Es gibt viele Gründe dafür, warum ich Home Concerts mag», sagt Sharon Lewis. «Sie sind unverstärkt, leicht zu organisieren, das Publikum hört zu, es gibt keinen Barlärm.» Und vor allem möge sie als Musikerin und als Zuschauerin das Gefühl der Intimität. Lewis, von der in diesen Tagen ein neues Solo-Album vorliegt, ist gerade von einer Heimkonzert-Tournee in den USA zurückgekehrt, denn unterdessen hat das Konzept auch dort Anklang gefunden. Der amerikanischen Organisation «House Concerts» gehören namhafte Musiker an wie Darden Smith, Tom Paxton und Lucy Kaplansky. Bei allen stimmt schliesslich auch der Zaster: «Wenn 25 Gäste je 15 Franken zahlen», rechnet Sharon Lewis vor, «ist das ein recht guter Lohn für den Künstler, zumal auch noch der Mittelmann ausgeschaltet ist.»

Ausgewählte Links:

www.healthyconcerts.com; www.houseconcerts.com; www.pierceturner.com; www.sharonlewis.net

RETTET DIE WALE. Das Bild zeigt einen idyllischen Bergsee, und würde daraus kein Wal auftauchen und auf dem Gipfel im Hintergrund nicht eine österreichische Papierfahne brennen, würde man glauben, einen Urlaubssprosspekt in Händen zu halten. Nun taucht aber der Wal auf, auch brennt die Fahne, und also ist hier vom Debütalbum «Rettet die Wale» (Mozz Records) von Gustav die Rede. Gustav heisst richtig Eva Jantschitsch, ist 26 Jahre alt und kommt aus Wien, und genau so doppeldeutig, wie sie ihr Cover gestaltet und ihren Namen ausgewählt hat, genau so doppeldeutig komponiert sie auf dem Computer ihre Songs: Vordergründig erinnern die, Streicher inklusive, ans Varieté zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Hintergründig handeln sie von den sozialen Kämpfen zu Beginn dieses Jahrhunderts. «In Linz gibt es viel Polizei, und trotzdem bin ich allein», heisst es an einer Stelle, ehe an der nächsten dem am G-8-Gipfel in Genua ermordeten Linksaktivisten Carlo Giuliani gedacht wird: «Lass uns nach Genua fahren, Liebling, schwing dich auf die Vespa,

Schatz. Lass uns Strand finden, unter dem Pflaster der Revolution». «Selten klangen Aufrufe zur Revolution so traurig-schön», schrieb dazu die SPEX im Januar, und nicht nur das Magazin der Popkultur ist von Gustav begeistert: Als einer der ersten entdeckt hat sie Radiolegende Fritz Ostermayer, der auf FM4 mit Kollege Thomas Edlinger jeden Sonntag Pop und Politik zusammenbringt, auf dass der Äther in Österreich und der Ostschweiz nicht bloss Glück, sondern auch hinterhältige Töne und Theorien verbreitet. «Im Sumpf», nennt sich seine Sendung, «die Brutstätte für das Lumpenpack von morgen» will sie sein. Da passt es ganz ausgezeichnet, dass der trinkfeste Bursche (für eine Performance) und das zarte Mädchen (für ein Konzert) nun die Schweiz und im speziellen St.Gallens neueste Kaschemme, das Usego, besuchen. Schliesslich tanzt und bechert man hier gerne. Schliesslich gibt es auch hier eine rechte Regierung und viel Polizei. Und noch nicht einmal brennende Papierfahnen. (ks)

Gustav und Fritz Ostermayer, Do, 10. Februar, Usego.

BETTER THAN GOOD. Alles hat seinen Ursprung, im örtlichen Sinn: Die Menschenrechte wurden erkämpft im Sturm auf die Bastille, die Yankees zurückgeschlagen in der Schweinebucht, Ost und West vereinigt am Brandenburger Tor. «Lieux de mémoire», Erinnerungsorte, heisst das schöne Wort, das sich die Historiker hierfür erdacht haben



– und was für die Geschichte allgemein gilt, gilt im Speziellen im Kulturellen: Von Woodstock bis Seattle ist alle die Rockgeschichte voll von Erinnerungsorten, und daran wird sich in Zukunft wenig ändern. Auch «unser Mann für 2005», wie unlängst ein Musikmagazin titelte, kommt nämlich aus einem ganz speziellen Ort: Aus Omaha, Nebraska, dem «Land des offenen Himmels», wie es die Einheimischen nennen. Die Rede ist von Conor Oberst alias Bright Eyes, einem 25-jährigen Singer/Songwriter, der das Schattenspringen seiner Generation zwischen privatem Glück und politischem Unbehagen wie kein zweiter in Worte fasst: «We made love on the living room floor, to the noise of a televised war», singt er auf einem seiner gleich zwei neuen, diese Tage erscheinenden Alben. Doch nicht nur der vermeintliche neue Dylan kommt aus Omaha, sondern eine ganze Reihe weiterer Bands, die der Antifolk-Bewegung zugerechnet werden: Cursive, The Faint, Azure Ray, The Good Life und andere. Aus Argwohn gegenüber den

Majors haben sie sich allesamt im eigenen Label Saddle-Creek zusammengeschlossen – und Freundschaft verbindet: In Omaha kommt es schon einmal vor, dass sich die eine Band zur einen Hälfte aus der zweiten und zur zweiten Hälfte aus der dritten zusammensetzt. Dementsprechend tönt auch der Sound: stets ein wenig nach Lagerfeuer. Und doch voller Zweifel: In Omaha scheint viel getrunken und noch mehr geliebt zu werden. Einer, der mehr als nur ein Lied davon zu singen weiss, ist Tim Kasher, Sänger von The Good Life. Unlängst hat er sein «Album Of The Year» veröffentlicht, aufgebaut als Kalender sind darauf zwölf Lieder versammelt – alles Liebeslieder, versteht sich, alle tragisch, versteht sich: «Yeah, I was drinking, yeah, she was drinking too, and, yeah, we made a connection», heisst es etwa in «Lovers need Lawyers». Dass Kasher allerdings weit mehr ist als ein heulender Wolf unter offenem Himmel, lässt man sich am besten von Conor Oberst sagen: «Tim, I heard your album, and it was better than good», verdankte ihm dieser einmal in einem Song die Inspiration. Konzertbefehl also, ohne Ausrede, wenn die besser als Guten nach Rorschach kommen: Am 9. Februar spielen The Good Life auf ihrer Europatournee im Hafenbuffet. (ks)

The Good Life, Mi, 9. Februar, 20.30 Uhr, Hafenbuffet Rorschach.
Mi, 2. Februar, Soundstube, Leuchtendes Omaha.



Kulissenwagen als Steckentwurf: Rita (O.) und Madame Jocaste.

STADTTROTTEL TRIFFT DIVA

Surreale Bilder, absurde Situationen und wenig Worte – das sind die Markenzeichen der Compagnie Buff Papier. Nach einer Tournee in Berlin zeigen die jungen Bühnenpoeten ihr aktuelles Stück erneut im Figurentheater. Darin prallen zwei völlig verschiedene Frauen aufeinander: die zynische Diva Rita und die hässliche, unterbelichtete Madame Jocaste. Eine explosive Konstellation. von Melissa Müller

Mit schaurig-schönen und bisweilen verstörenden Produktionen bringt die Compagnie Buff Papier frischen Wind in die Theaterszene. Dahinter stecken die Flawiliner Franziska Hoby und der Franzose Stéphane Fratine, die sich an der berühmten Pariser Theaterschule Jacques Lescoques kennengelernt haben. Seitdem tinglein sie als helvetisch-französisches Duo durch die Lande und tüfeln an einer poetischen Theatersprache, die das Publikum gleichermaßen herausfordert, irritiert und zum Lachen bringt. Die Schauspieler schreiben nicht nur ihre Stücke selbst, sie nähen auch die Kostüme und bauen das Bühnenbild. Allem Anschein nach hegt das Künstlerpaar eine Vorliebe für verschrobene Gestalten: im Mittelpunkt des aktuellen Stückes «Rita et Madame Jocaste» stehen zwei gescheiterte Existenzen. Da die beiden Damen erst noch aus verschiedenen Epochen stammen, spielt sich die Geschichte auf einer fantastischen Ebene ab. Die Femme

Fatale Rita lebt in den zwanziger Jahren, während ihr Alter Ego Madame Jocaste dem Mittelalter entliehen ist.

Am Nervenzusammenbruch
Die Handlung ist auf einer Cabaret-Bühne angesiedelt: Die langbeinige Rita schwelgt in Erinnerungen an die Zeit, als sie ein ungeschwämmer Star war. Von ihrer dubiosen Vergangenheit weiss man nur Bruchstückhaftes: ein Unfall, bei dem ihre Freunde umgekommen sind, hat der Bühnenkarriere ein jähes Ende gesetzt. Nun fasst die exzentrische Frau von Welt frischen Mut für ein Comeback. Auf der Strasse trifft sie die naive, belächelte Madame Jocaste. Diese singt ein Kinderlied, um Geld für die Heilsarmee zu sammeln. Mit der Arroganz einer falschen Wohltäterin lädt Rita sie in ihre neue Show ein, wo sie die Gemüter mit einer kleinen Einlage erheitern soll. Wider Erwarten gerät alles aus den Fugen: Im Rampenlicht sieht Madame

Jocaste der Diva die Show. Ein Flasko, das Rita an den Rand des Nervenzusammenbruchs treibt.

Stéphane Fratine, der im Kostüm der schrulligen Alten steckt, hat sich intensiv mit der Rolle der Frau im 16. Jahrhundert auseinandergesetzt. «Madame Jocaste ist religiös, aber kein bisschen reflektiert. Sie ist eine Art Stadttrottel, für sie gibt es nur den Augenblick. Ihr Steckenpferd ist ein alter Kinderwagen, den sie vor sich her schiebt – vermutlich, weil sie nie Kinder kriegen konnte.» Wie es sich anfühlt, als Mann eine Frau zu spielen? «Anstrengend», findet der Schauspieler. «Da ich mich vor allem auf den Knien bewegen muss, bin ich nach jedem Auftritt völlig fertig.»

Elefanten in Barcelona
Im Kontrast dazu gebärdet sich Rita steif und gekünstelt. «Sie ist dem Alkohol verfallen und hat keine Freunde. Mit ihrer errotchen

Ausstrahlung kann sie die Leute nur kurzfristig um den Finger wickeln», skizziert Franziska Hoby ihre Rolle. «Rita gibt sich elegant und intellektuell, dabei schlummert ein Tier in ihr.» Stéphane Fratine doppel gleich nach: «Sie ist im Herzen ein Tiger und Madame Jocaste ein munteres Vögelchen.» Die einzige Gemeinsamkeit der Frauen ist ihre Unberechenbarkeit. Bleibt nur die Frage: Wer frisst hier wen?

Wie auch immer es das Schicksal mit den beiden Mesdames meint – die Compagnie selbst macht auf alle Fälle weiter: Momentand denken sich Hoby und Fratine gerade ein Strassen-theater aus, das in den schattigen Gassen von Barcelona aufgeführt und sukzessive weiterentwickelt werden soll. Mit von der Partie sind die Kollegen von der Gruppe Pomiclicks sowie zwei St.Galler Kunsthandwerker: Martin Gschwend, der fürs Figurentheater Bühnenbilder baut und im Schwarzen Engel klettert, sowie Schlosser Manuel Gmür. Über Letzteren kursiert das Gerücht, er spiele auf der Bühne gelegentlich einen Elefanten. Ob sich das Strassen-theater auch mal in die St.Galler Altstadt verirren wird, bleibt indes geheim. Im Sommer hofft die aufstrebende Compagnie auf Auftritte an internationalen Theaterfestivals in Spanien und Frankreich.

Rita & Madame Jocaste. 24. 25. und 26. Februar, Figurentheater St.Gallen. Vorverkauf: Ribusschule Migros, Tel. 091 560 600. Mehr Infos: www.buffpapier.ch

THEATERLAND

DIE WUNDERBARE GELDERVERMEHRUNG

Wer hat als Kind nicht Michael Endes «Unendliche Geschichte» gelesen? Nacht für Nacht unter der Decke – und hat erfahren, was es heisst, so richtig in eine Geschichte einzutauchen. Die Kraft der Phantasie, das ist Endes' grosses Thema. Nicht nur in seinem berühmten Kinderbuch. 1984 erschien «Der Spiegel im Spiegel», eine Sammlung von 30 Bildern, die Traumvisionen ähnlich, phantastisch und unreal geschrieben sind. Der Theaterschaffende Pierre Massaux hat sich nun eines der Traumgebilde aus der Sammlung herausgepickt und dieses zu einem Bühnenstück umgebaut: einem Stück für einen Organisten, eine Schauspielerin und einen Schauspieler. Es heisst «Die wunderbare Geldvermehrung». Hier trifft ein durchreisender Feuerwehrmann in einer Bahnhofskathedrale ein, die vollständig aus Papiergeld-Ziegeln aufgebaut ist. Dank einer jungen Frau erfährt er einiges über diesen mysteriösen Ort und das beängstigende Treiben. Ein Bahnhof, wo Züge weder ankommen noch losfahren, ist es. Die Menschen, heruntergekommene Bettelgestalten, wollen hier

nicht weiterreisen, der «wunderbaren Geldvermehrung» wegen. Ein riesiges Tabernakel spuckt in regelmäßigen Abständen Unmengen von Geldbündeln aus, welche die Figuren später in Taschen und Tüten herumschleppen. Dazu sind Predigten zu hören, welche die Sinne abstumpfen: «Mysterium aller Mysterien – und selig ist, wer daran teil hat. Geld ist Wahrheit und die einzige Wahrheit. Alle müssen daran glauben! Und euer Glaube sei unverbrüchlich und blindlings! Erst euer Glaube macht es zu dem, was es ist. Denn auch das Wahre ist eine Ware und untersteht dem ewigen Gesetz von Angebot und Nachfrage.» Der Feuerwehrmann ist der einzige, der gegen den Strom dieses Systems zu schwimmen versucht. Wie standhaft bleibt das System, das auf Papierbündeln gebaut ist? **IM**
Mi, 23. Februar, 19.30 Uhr, evangelische Kirche Wollhalde
Mi, 28. Februar, 20 Uhr, evangelische Kirche Sargans
Mi, 2. März, 19.30 Uhr, katholische Kirche Speicher
So, 6. März, 17 Uhr, Dreifaltigkeits-Kirche Heiligkreuz St.Gallen
Do, 10. März, 19.30 Uhr, evangelische Kirche Ebnet-Kappel

BONJOUR DEMAIN

Im Toggenburg hat sie einige Jahre gewohnt, dort im Wätlwiler Bunt für «Rigolo tanzendes Theater» gearbeitet. Unterdessen lebt Violetta Spataro hauptsächlich in Zürich, wo sie vor fünf Jahren die «compagnie sans filtre» gegründet hat. Diese ist seither bereits am Zürcher Theaterspektakel aufgetreten und hat Halten gefüllt wie diejenige des «Rote Fabrik Theater», des «La Fourni» in Luzern, aber auch die Kellerbühne oder Grabenhalle. Nun hat Violetta Spataro in enger Zusammenarbeit mit der Zürcher Schauspielerin Fabienne Hadorn ein neues Stück erarbeitet – «Bonjour demain» – und kehrt damit einmal mehr auch in die Ostschweiz zurück. «Bonjour Demain» führt den roten Faden fort, den Spataro in ihren bisherigen Stücken aufgenommen hat, auch im

Kurzstück «Passanten», für das sie 2001 den Preis der Internationalen Bodenseekonferenz gewonnen hat. Die Stücke sind allesamt Geschichten vom «Ausgegrenzt-Sein». Was Violetta Spataro fasziniert und zu immer wieder neuen Geschichten anregt, ist das «Phänomen der kollektiven Einsamkeit». Davon erzählt sie diesmal aus der Perspektive von Migranten. Sie träumen von einer neuen Existenz in einer Umgebung von Stabilität, stehen aber mit jedem Schritt vor der grossen Ungewissheit. Die skurrilen Personen begrüssen die Tage mit Hoffnung und der ständigen Angst vor Hoffnungslosigkeit – «Bonjour demain». **IM**
Mi, 28. Februar, Di, 1. Mi, 2. März, jeweils 20 Uhr, Grabenhalle St.Gallen

TORQUATO TASSO

Mit Torquato Tasso setzt das Theater St.Gallen in dieser Spielzeit einmal mehr auf einen Klassiker – und bei dessen Inszenierung auf eine Frau, die Regisseurin Isabella Gregor. Die gebürtige Wienerin bündigt Goethes komplexe Sprache durch Kürzungen und setzt die Akzente auf das Innere der Figuren: Deren Hintergedanken und Empfindungen sind ihr wichtig. – Tasso, Dichter am Hofe von Herzog Ferrara, ist innertlich zerrissen, will er sich doch Kost und Logis auf Schloss Belgliard sichern, was wiederum sein poetisches Talent hemmt. Seine Selbstachtung beginnt zu bröckeln. Trotzdem gelingt es ihm, das versprochene Werk «Das befreite Jerusalem» zu Ende zu bringen, und wider eigener Erwartungen stösst er damit auf das Lob seines Gönners, dessen Schwester Leonore von Este und der Gräfin Leonore Sanvitale. Beide Frauen haben

eine Schwäche für den Poeten. Krönender Lorbeer und Anerkennung von allen Seiten also? Nur fast. Staatssekretär Antonio Montecatino, eben zurück von einer Geschäftsreise, missfällt die Verherrlichung Tassos. Um Leonore von Este's Wunsch zu erfüllen, bemüht sich der Dichter aber um die Freundschaft mit Antonio. Doch die Anstrengungen enden in einem einzigen Schlagabtausch. – «Bonjour demain». **IM**
Mi, 28. Februar, Di, 1. Mi, 2. März, jeweils 20 Uhr, Grabenhalle St.Gallen





BILDERBUCHMENSCHEN

Der Geschäftsmann Herbert Hoffmann, 85, der Grossbürgersohn Karlmann Richter und der Seemann Albert Cornelissen, beide 91, tragen ihre Lebensgeschichte und dazu ein Jahrhundert Tätowier- und Gesellschaftsgeschichte auf der Haut. Der Film «Flammend' Herz», der im Februar im Kinok läuft, porträtiert die drei. Hoffmann, von Hamburg nach Heiden übersiedelt, wird an der Premiere anwesend sein. Und im Usego treten die Dead Brothers auf, die den Soundtrack zum Film einspielten. von Georg Gatsas

Die Dokumentation «Flammend' Herz», auf der Berlinale 2004 mit dem Preis der Reihe «Perspektive Deutsches Kino – Dialogue en perspective» ausgezeichnet, erzählt die Geschichte dreier ungleicher Männer, deren Freundschaft von einer gemeinsamen Leidenschaft für Tätowierungen gezeichnet ist. Ausgangspunkt ist dabei die «Älteste Tätowierstube» Deutschlands, wo sich die Wege der drei Protagonisten kreuzen, wo aber auch ihre Jahrzehntlang währende Freundschaft in die Brüche geht. Ein Dokumentarfilm über Identitätssuche und Selbstverwirklichung, der unter die Haut geht.

Frühes Faible

«Ich bin so wie ich bin», sagt Herbert Hoffmann zu Beginn des Filmes. «Ein Tätowierer und ein Primitiver.» Der Mann entspricht gar nicht dem gängigen Vorurteil, welches das Gros der Gesellschaft gegenüber Tätowierten hegt, auch wenn Tattoos inzwischen als Modeerscheinung akzeptiert werden. Aus einer begüterten, puritanisch strengen Fleischerfamilie in Pommern stammend, entdeckt Hoffmann sein Faible für die Hautbilder sehr früh, arbeitet aber zunächst als Handelsvertreter und lediglich als Amateurtätowierer. 1961 scheint die Zeit dem Kaufmann jedoch reif, und er eröffnet sein Tätowier-Geschäft in Hamburg St.Pauli. Später übernimmt er die «Älteste Tätowierstube» von Christian Wahrlich, dem «König der Tätowierer», und führt sie bis 1981.

Mit seinem Lebensgefährten Jack Acker tritt er anschliessend im Appenzellischen Heiden offiziell in den Ruhestand: Hier beginnt sein Spätwerk an der einheimischen Bevölkerung. Das Geschäft übergibt er seinem Neffen, allerdings entfacht sich ein Streit um Erbe, Ansehen und Gebäude zwischen den beiden. Der Streit zerstört schliesslich auch die Freundschaft von Hoffmann, Richter und Cornelissen. Herbert Hoffmann ist heute ein Mitachtziger mit lebendigen Augen, der seine Lebensgeschichte ebenso eloquent zu erzählen weiss, wie sie sein von Kopf bis Fuss tätowierter Körper präzise nachzeichnet.

Zweites Leben

Auch Karlmann Richter, der aus einer der zehn wohlhabendsten Kieler Familien stammt, bemerkt schon früh seine Vorliebe für tätowierte Männer, doch anders als Herbert Hoffmann wählt Richter zunächst den Weg ins bürgerlich-wohlgeordnete Leben mit arrangierter Ehe und anständigem Beruf. Jahrzehntlang unterdrückt er seine Sehnsucht nach Seefahrt, Männern und Tätowierungen. In Hoffmann findet Richter den helfenden Retter aus seinem gutbürgerlichen Dasein im Schwarzwald, welches ihn zu ersticken droht. Mit fast 60 Jahren erkennt er, dass sein Leben eine Farce war, gesteht sich

und seinem Umfeld seine Homosexualität ein und verlässt fluchtartig die Familie. In Hamburg beginnt er ein zweites Leben in der «Ältesten Tätowierstube». Er wohnt heute in der Nähe von Kiel bei seinem Sohn Manfred, dem einzigen von vier Kindern, das er je wieder gesehen hat.

Dagegen ist der dritte im Bunde, Albert Cornelissen, der einzige, dessen Lebensweg geplant verlaufen ist. «Ich hatte zehn Onkel, die alle tätowiert waren und wunderbare Abenteuer Geschichten erzählten. Ich hätte mir nie vorstellen können, etwas anderes als Seemann und Tätowierer zu werden.» Dem weiblichen Geschlecht ist der niederländische Charmeur nicht abgeneigt, und viele von «seinen Frauen» hat er sogar mit Nadel und Tinte auf seinem Körper verewigt. Kennen gelernt haben sich Hoffmann und Cornelissen, als dieser mit seinem Wohnmobil durch die Lande fuhr, um Gleichgesinnte zu tätowieren. Später half er in Hoffmanns Hamburger Geschäft jahrelang aus.

Sich nicht um andere geschert

Mit «Flammend' Herz» – benannt nach Herbert Hoffmanns erstem Tattoo – ist den Regisseuren Andrea Schuler und Oliver Ruts ein berührender, heiterer und nachdenklicher Dokumentarfilm gelungen. Indem sie Hoffmann, Richter und Cornelissen das Wort lassen, setzen sie deren Charme und Charisma optimal in Szene. Ihre Erzählungen werden nur dezent mit dem beigesteuerten Film-Soundtrack der Genfer Dead Brothers untermauert. Was immer die drei auch tun, ob sie reden oder sich ausziehen, nie ist man peinlich berührt, sondern stets ganz nah an ihrem Leben. In einer von strengen Konventionen geprägten Zeit, in der Tätowierung und Homosexualität in Verruf und zum Teil sogar unter Strafe standen, sind Herbert, Albert und Karlmann ihren Weg im Leben gegangen, ohne sich um die Meinung der anderen zu scheren – sie sind dabei glücklich geworden. Ein mutmachender, von drei einnehmenden Persönlichkeiten geprägter Film.

Flammend' Herz: Mittwoch, 16. Februar, 20.30 Uhr: Film Premiere in Anwesenheit von Herbert Hoffmann. Freitag, 18. Februar, 20 Uhr: Vorführung in Anwesenheit der Regisseurin Andrea Schuler. Ab 22.30 Uhr im Usego: Konzert der Soundtrack-Band Dead Brothers. Weitere Infos, Adressen, Vorverkauf: www.klangundkleid.ch/events/flammendherz. Übrige Spieldaten siehe Kalender.

LA FEMME DE GILLES

Ein französisches Arbeiterquartier in den dreissiger Jahren. Fast wortlos bewältigen der in einem Stahlwerk arbeitende Gilles und seine Frau Elisa den Alltag mit zwei Kindern. Doch unter der harmonisch wirkenden Fassade brodelte es. Immer stärker begehrt Gilles Elisas Schwester Victorine. Genauso obsessiv wie Gilles die andere Frau begehrt, kämpft Elisa um die Rückeroberung ihres Mannes. Ihre



Geduld scheint belohnt zu werden: Victorine verlässt Gilles, um einen anderen zu heiraten, und Gilles kehrt reumütig zur verzeihenden Ehefrau zurück. Doch das stille Ausharren hat Elisa mehr Kraft gekostet, als sie wahrhaben will. – Nach «Une liaison pornographique» überrascht Frédéric Fonteyne erneut mit einem kleinen Filmwunder. Das nach dem 1937 erschienenen gleichnamigen Roman von Madeleine Bourdouxhe inszenierte Ehedrama beeindruckt durch die starken Hauptdarsteller. Sich fast ausschliesslich in Blicken und Gesten abspielend, ist es eine tiefe Reflexion über Liebe und Verrat, über die Leichtigkeit der Sinnesfreuden und die Kraft der Gefühle. «La femme de Gilles» ist ein Film mit einer magischen Anziehungskraft, in dem jedes Bild wie ein Gemälde inszeniert ist und die Chemie der Schauspieler wunderbar stimmt. Ein kleines Meisterwerk! (sm)

MY ARCHITECT – A SON'S JOURNEY

Als Louis I. Kahn, einer der Pioniere der modernen Architektur, 1974 im Männerklo der New Yorker Penn Station an einer Herzattacke stirbt, hinterlässt er eine halbe Million Schulden und drei Familien. Sohn Nathaniel war damals elf Jahre alt. 25 Jahre später macht er sich auf herauszufinden, wer sein Vater war und reist dessen Bauten nach. Dabei trifft er auf Mitarbeiter, Weggefährten, Kritiker und Koryphäen der Architektur wie I. M. Pei, Frank Gehry und Philip Johnson. Ein chronischer Reisender sei er gewesen, arbeits-süchtig und trotzdem verträumt. Ein besonderer Mensch. Und ein schwieriger. In der Tat war es Louis I. Kahn nicht vergönnt, viele seiner Projekte auszuführen. Unrealisiert blieb

zum Beispiel die Neuplanung des Stadtzentrums von Philadelphia. Doch die langen Durststrecken haben ihn zu Meisterwerken inspiriert, die sich durch eine selten gesehene Spiritualität auszeichnen: das Salk Institute in Kalifornien, das Kimbell Art Museum in Texas oder das Regierungsviertel von Bangladesh, das in 23 Jahren erbaut wurde. «My Architect – A Son's Journey» ist nicht nur das packende Porträt eines begnadeten Architekten, sondern auch ein philosophischer Film über die innere Schönheit der Architektur. Und nicht zuletzt die berührende Suche eines Sohnes nach seinem fernen Vater. Der Zürcher Architekt und Hochparterre-Redaktor Benedikt Loderer führt am 15. Februar um 19.30 Uhr in den Film ein. (sm)

GOLDFISH MEMORY

Was ist das beste Rezept gegen Liebeskummer? Eine neue Flamme! Mit dieser Philosophie liefert uns die vielleicht schönste Queer Comedy des Jahres lustige Einblicke in das Paarungsverhalten geschlechtsreifer Grossstädter in Dublin: Studentin Clara ist mit dem Literaturprofessor Tom liiert, als sie bei einer Demo die erfolgreiche Journalistin Angie kennenlernt. Nach einem Cocktail im «Ladies

Club» landen die beiden im Bett, während Frauenheld Tom die niedliche Isolda aus dem Literaturkurs abschleppt. Dagegen ängelt sich Angies bester Freund Red den schüchternen Barkeeper David, der bei seinem Coming-out wiederum schlimme Gewissensbisse gegenüber seiner Freundin Rosie verspürt. Angie kommt mit Claras Bisexualität nicht klar und datet Kate. Dann wird sie versehentlich von Red geschwängert. Nachdem sich in einer liebebsungrigen Kettenreaktion alle Protagonisten einmal miteinander ausgetauscht haben, steuern alle in den rosaroten Hafen des Happy Ends. «Goldfish Memory» ist voller Überraschungen und witziger Einfälle. Kein kitschiger Mainstream, sondern intelligentes Kino aus Irland, smart, überzeugend und höchst unterhaltsam. Die charmante und temporeiche Komödie wurde an diversen Festivals mit Preisen ausgezeichnet. (sm)



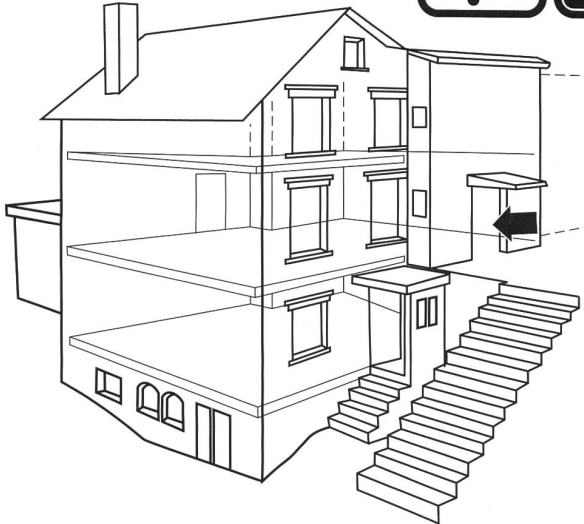
Alle Filme laufen im Februar im Kinok. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

Im Februar ist es wieder soweit: Nach alter Tradition und ortsüblicher Sitte erscheint das Ostschweizer Auch-Comicmagazin «Sequenz», dieses Jahr unter dem Motto «pädagogisch wertvoll». Mit einer Gebrauchsanleitung erklären die Macher gleich selbst, um was es darin geht und wie es mit «Sequenz» weitergeht:

SEQUENZ MAGAZIN NR. 3

VERNISSAGE

MAGAZIN-TAUFE/PARTY: 19.02.2005/20.30
HALDENSTRASSE 23, 9000 SG (RÜMPELTUM)



PROGRAMM: KLUMPEN (ZH/SG)*TURNVEREIN-BOSSANOVA*
STROTTER INST. (SO)*EXPERIMENTALMINIMAL*
MORPHOLOGUE (BE)*VOCAL'N'DRUM'N'BASS*
PROJEKT 084 (SG)*MINIML TECHNOISE*
P.L.O (BE)*KRUMM-BEAT* DJ RX (ZH)*ELEKTRO*

48

MAGAZIN NR. 3

THEMA: PÄDAGOGISCH WERTVOLL.
LIEGT AB 19.02.05 IN SG UND OST-CH AUF.



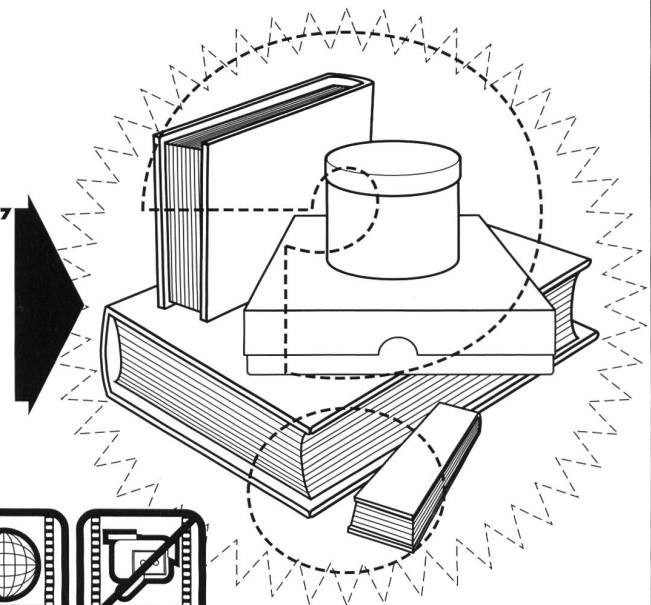
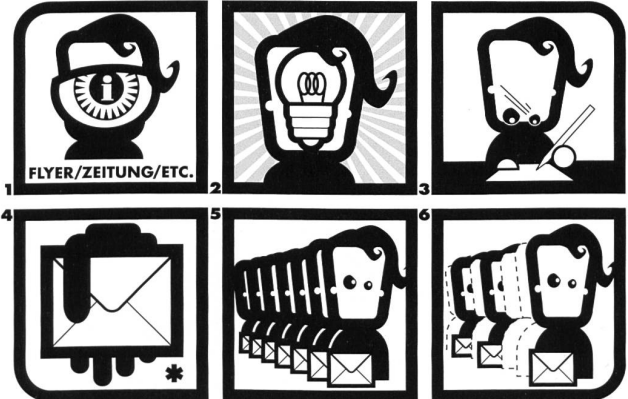
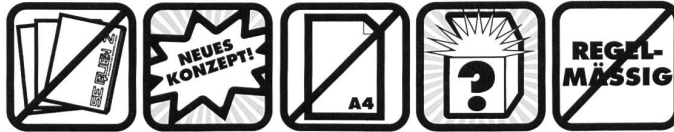
1 2 3 4 5

ZUKÜNFTIGE SEQUENZEN

Mit der dritten Nummer findet die erste Reihe «Sequenz» ein Ende und macht Platz für weitere Sequenzen, die mit den Traditionen brechen und neu mehr Experiment zulassen werden. Auch in Zukunft wird es also an Aktionen nicht mangeln; diese werden wie folgt ablaufen:

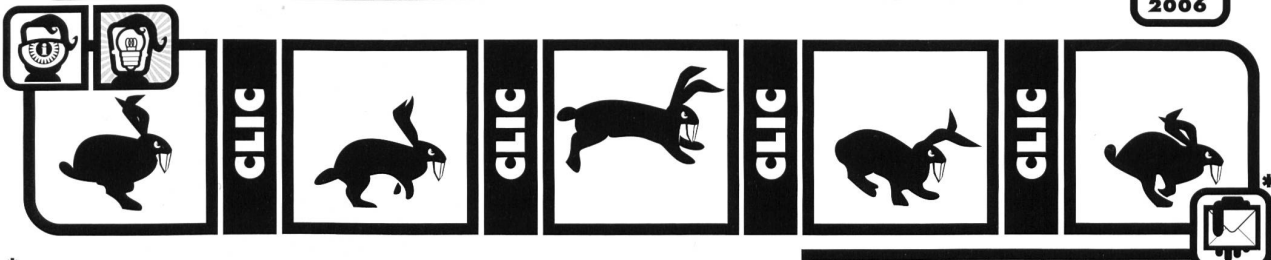
PUBLIKATIONEN

UNSERERSEITS WIRD VIELES NEU →
EURERSEITS KANN MAN IMMER NOCH
WIE FOLGT MITMACHEN ↓



TRICKFILME

«BEST OF» IN VORBEREITUNG. ▼
TRICKFILMSOIRÉE NR. 4 GEPLANT -
MITMACHEN WIE FOLGT. ▼▼



*EINSENDUNGEN JEDERZEIT AN:
VEREIN «SEQUENZ»
MÜHLENSTEG 8
9000 ST.GALLEN

WWW.SEQUENZ.NET

SEQUENZ



SEQUENZ: TITTMANN | FÜRBER: 02 | 2005

GBS
Gewerbliches
Berufs- und
Weiterbildungszentrum
St.Gallen

WB

Weiterbildung
Davidstrasse 25
9000 St.Gallen
Telefon 071 226 58 00
Fax 071 226 58 02
www.gbssg.ch

Weiterbildung

Kurse für Gestaltung

- Grundlagen-Kurse, zwei- und dreidimensionales Gestalten
- Fotografie, Typografie, Kalligrafie

Mediendesign

- MAC OS X (Grundlagenkurse)
- InDesign, Illustrator, Photoshop, Acrobat, QuarkXPress
- Videokunst, Trickfilm-Animation, Digitale Fotografie, Website-Erstellung

Lehrgänge

- Visuelle Kommunikation HF
- Weiterbildungsjahr Farbe-Form-Raum FFR
- Ausbildner SVEB
- Coach und Trainer ECA

Fremdsprachen

- Spanisch, Italienisch, Englisch (inkl. Diplomkurse)

Gerne organisieren wir für Sie auch Kurse, welche die spezifischen Bedürfnisse Ihres Unternehmens abdecken.

Verlangen Sie die aktuellen Kursunterlagen.

eine Bildungsinstitution
des Kantons St.Gallen

**BRÖTLI, KUECHE
ODER SCHNECK, DÄ
GSCHWEND ISCH
ÜSEN LIEBLINGSBECK.**



GSCHWEND

BÄCKEREI KONDITOREI RESTAURANT CAFÉ

GOLIATHGASSE 7 | 9004 ST.GALLEN | T 071 228 66 77

CAFE.GSCHWEND@STGALLEN.COM

Musikakademie St.Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz Blasmusik

**klubschule
migros**

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikpädagogik Berufsbegl. Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegl. Ausbildung

Musikalische Grundschule Berufsbegl. Ausbildung

**Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur
Musikalischen Grundschule** Vorkurse

Studienbeginn: August / Anmeldeschluss: März

Aufnahmeprüfungen: Juni

Bestellen Sie den detaillierten Prospekt "Musik & Kultur".

Weitere Ausbildungen der Musikakademie:

Kirchenmusik - Blasmusikdirektion - Chorleitung

Beratung und Anmeldung:

Musik & Kultur; Klubschule Migros

Bahnhofplatz 2; 9001 St. Gallen

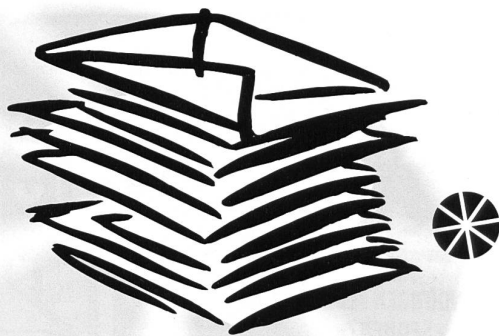
Tel. 071 228 16 00; musik.kultur@gmos.ch

Klubschule Migros ist **EDUQUA** zertifiziert. www.klubschule.ch

Jazzschule

dreischiibe Office Point

**Die «Saiten» verpacken
ist nur eine unserer starken
Seiten.**



dreischiibe

dreischiibe Office Point

Sekretariats- und Versanddienstleistungen

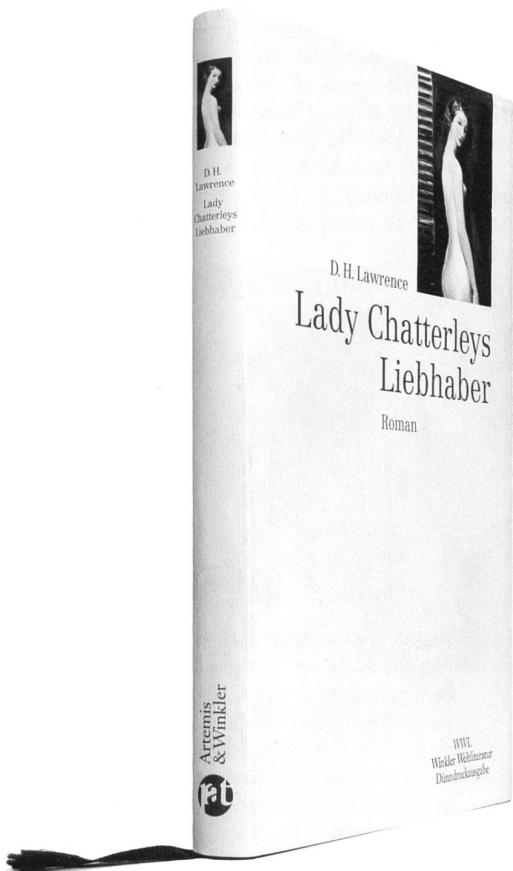
Rosengartenstr. 3, 9006 St.Gallen, Tel. 071 243 58 00

officepoint@dreischiibe.ch, www.dreischiibe.ch

LADY UND LIEBHABER

Noch 30 Jahre nach dem Tod des Autors D.H. Lawrence (1885-1930) provozierte sein Roman *«Lady Chatterley's Lover»* im altehrwürdigen Old Bailey, dem Londoner Schwurgericht, einen Rechtsstreit um die beabsichtigte Verbreitung pornographischen Schrifttums. Den Prozess gewann das angeklagte Verlagshaus Penguin, das mit 35 hochkarätigen Expertenvoten von Geistlichen, Moraltheologen, Soziologen, Feministinnen, Lehrern, Verlegern, Herausgebern und Kritikern aufwartete, so dass D.H. Lawrences Roman 1961 auch in England erscheinen konnte. Nun liegt der Roman auf Deutsch in der zeitgemässen, flüchtig funkelnden Neuübersetzung von Axel Monte vor. *«Lady Chatterleys Liebhaber»* (Artemis & Winkler, Düsseldorf & Zürich 2004) lohnt die Lektüre allemal. Lawrence erzählt in dem Ende der 20er Jahre entstandenen Roman die Geschichte von Constance (Connie), die unglücklich mit dem 1917 im Ersten Weltkrieg versehrten, rollstuhlgängigen Sir Clifford Chatterley verheiratet ist. Auf dem Landgut der Chatterleys fristet die damals 23-jährige Connie ein ödes Dasein, das nach ein paar Jahren aufgelockert wird durch ein halbherziges Verhältnis mit einem Schriftstellerrivalen ihres Mannes Clifford, der aufgrund seiner Kriegsverletzung nicht mehr mit Connie schlaf-

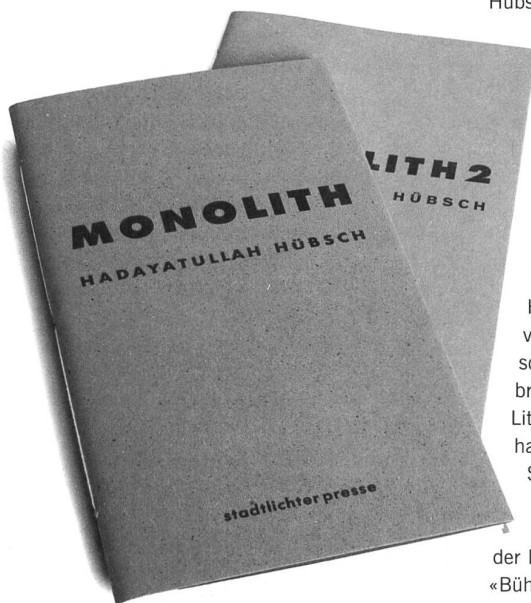
fen kann und zu einem Pflegefall geworden ist – von seinem scharfsinnigen Verstand abgesehen, mit dem er sich einen Ruf in der literarischen Welt zu machen versteht sowie die zu seinem Anwesen gehörenden Bergwerke unternehmerisch produktiv führt. Die Begegnung, in der sich Lady Chatterley wirklich erschliessen kann, steht ihr mit dem Wildhüter Oliver Mellors bevor, einem verschwiegenen, von den Frauen enttäuschten Naturfreund, der als Offizier in der britischen Armee in Indien gedient hat. Lawrence schildert behutsam, wie Connies Liebe zu Mellors entspringt und wächst und wie die Liebe für die beiden Seelenverwandten unvordenkliche Zärtlichkeiten, Begierden und Erfüllungen bereithält. Dabei zeichnet Lawrence in dem Reich der Sinne, das die Liebenden für sich erobern, eine Gegenwelt zu den verkrusteten Moralvorstellungen und den überkommenen Sozialstrukturen seiner Zeit. Lawrences Auflehnung gegen das verkümmerte erotische Vokabular von damals kann im Licht der Freizügigkeiten gesehen werden, die sich James Joyce, Gertrude Stein, dann die Lost- und wenig später die Beat-Generation nehmen sollten: als künstlerische Urbarmachung des *«Waste Land»*, als Rückeroberung der Sinnlichkeit, der beseelten Körperlichkeit, des Lebenspulses für die Literatur.



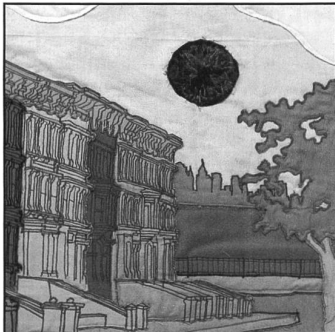
HADAYATULLAH HÜBSCH

Von dieser triumphalen Befreiungsbewegung zehrt noch Hadayatullah Hübschs Poesie. Hübsch (*1946), der 1970 nach einer Marokko-Reise der islamischen Reformbewegung *«Ahmadiyya Musim Jamaat»* beigetreten war und seither nicht mehr Paul-Gerhard, sondern Hadayatullah Hübsch heisst, Hadayatullah Hübsch ist eine der schillerndsten Figuren der deutschen Subkultur: Kriegsdienstverweigerer, Betreiber des ersten deutschen Hippie-Headshops in Frankfurt, Mitglied der Kommune I in Berlin, psychedelischer Abenteurer, Explorer eines an US-amerikanischen Vorbildern geschulten neuen Slangs für das deutsche Langgedicht bzw. Angehöriger der ersten deutschen Beat-Fraktion, langjähriger Vorsitzender des Schriftstellerverbands in Hessen, Leiter des Verlags *«Der Islam»*, vielfältiger Herausgeber, darunter der Zeitschrift *«Holunderground»* oder der Gebrauchsanleitung zur Publikation von Off-Literatur-Magazinen *«little mags»* (Autorenhaus, Berlin 2001); und lange bevor die Slam Poetry im *«D-Dur-Bluesland»* Germany Fuss fassen konnte, galt Hübsch als intensiver, ganzkörperlich arbeitender Poesie-Performer, der den Eindruck eines *«Bühnen-Vulkans»* (Kölner Express) zu entfesseln vermochte und seine Acts mitunter auch

mit Freejazzern bestritt. Einen Überblick über Hübschs diverse literarische Aktivitäten gibt im Ariel Verlag der Sammelband *«Die Ersten 100 Bücher von Hadayatullah Hübsch aus über 30 Jahren Subkultur in Deutschland»* (Riedstadt 2003), den ein ausführlicher, erhellender autobiographischer Text begleitet, während die Stadtlicherpresse, Berlin, noch wohlfeiler übrigens als der Sammelband des Ariel Verlags, mit *«Monolith I»* (2002) und *«Monolith II»* (2004) Hübschs wunderbare Hommagen an seine Idole und Wegbegleiter, an seine Illuminaten, publiziert: Langgedichte, gehalten in dem mal spritzig frechen, mal ursprünglich romantischen Ton voller Anspielungen, Gedankenblitze und Drive, wie er Hübsch so eigen ist. Unter seinen *«Monolithen»* finden sich – um mit nur wenigen Namen den Radius dieser Gedenksteine anzudeuten – Langgedichte an Brigitte Bardot, Marlon Brando, Audrey Hepburn, Humphrey Bogart, Buddy Holly, George Harrison, Jimi Hendrix, Miles Davis, Nico, Jim Morrison, Arthur Rimbaud, Allen Ginsberg, W.S. Burroughs, Anne Waldman, Hilka Nordhausen, Jürgen Ploog u.a.m.; insgesamt sind es 28 Hommagen in zwei schmalen, sorgfältig broschierten Bändchen. – Es ist höchste Zeit, Hadayatullah Hübsch zu entdecken. Die Gelegenheit ist gut.

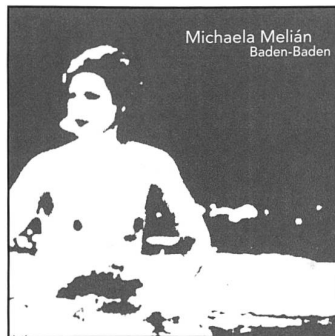


BRIGHT EYES. Das Zeitalter «Conor Oberst» ist angebrochen. Oder wie das deutsche «Intro» titelte: «The Future Is Bright». So frühreif wie Adam Green war er alleweil. Schrieb mit süßen zehn Jahren die ersten Lieder. Angeblich. Sogenanntes Wunderkind? Was den künstlerischen Output von Bright Eyes alias



Conor Oberst betrifft, zweifelsohne. Obwohl er inzwischen nicht nur Kult-, sondern auch Starstatus errungen hat, schreibt er noch immer mit Vorliebe Albumtitel, die es von der Länge her schon nicht in die Charts schaffen würden. «Lifted Or The Story Is In The Soil, Keep Your Ear To The Ground» hat vor zweieinhalb Jahren die Indie-Gemeinde hüben wie drüben des Teichs so richtig durchgeschüttelt. Und was macht der sympathische junge Schnösel nach seinem Meisterstück, um seine Anhänger nicht zu verärgern? Er schreibt und veröffentlicht grad zwei Alben gleichzeitig: «Digital Ash In A Digital Urn» und «I'm Wide Awake It's Morning» (beide RecRec). Dieser Doppelschlag ist keineswegs gegen eine Krux gefeilt. Sind zwei CDs nicht zu viel, um neue Anhänger zu generieren? Liegt hier nicht die Gefahr des sich Verzettelns? So viel sei zugegeben: Die musikalische sowie stilistische Geschlossenheit von «Lifted» erreichen Conors neue Zwillingsskinder nicht. Müssen sie auch nicht! Bright Eyes ist kein Künstler, der mit dem Massstab oder dem Deziglas kreiert. Er schöpft mit grosser Kelle. Dass dabei auch mal etwas daneben tropft, liegt in der Natur der Sache. Auf dem countryesken, insgesamt genialeren Album «I'm Wide Awake» wie auf dem partiell elektronischen «Digital Ash» gibt es Songs, die mir Tränen in die Augen treiben. «Lua», «Road To Joy» auf dem ersten, «Arc Of Time (Time Code)» und das wunderbar-elegische «Easy-Lucky-Free» auf dem zweiten gehören dazu. In «Ship In A Bottle» schreit herzerreissend ein Kind. Bright Eyes selber?

MICHAELA MELIÁN. Musik als Erinnerungshot: Mit dieser CD werde ich mich noch lange an Weihnachten 2004 in Basel zurückbesinnen. Musikerwohnung am dortigen «St.Galler Ring», kleiner Christbaum in heiler Welt, Stollen, bescheidene Geschenke; aus den Radionachrichten die Katastrophenmeldung, die man zuerst gar nicht wirklich begreift. Und aus dem Player die hypnotischen Klänge von Michaela Melián. Ein paar Eckdaten zu dieser Frau: geboren 1956 in München, lebt in Oberbayern. Abgebrochenes Cellostudium. Trost beim Gitarrenspiel. Kunststudium. Musikerin der Band F.S.K. Bildende Künstlerin mit unzähligen Ausstellungen, Vorträgen, Lehrveranstaltungen und einer Interimsprofessur. Was macht so eine Dame im Musikbiz? Zum Beispiel eine Platte wie «Baden-Baden» (RecRec), die mit zum Schönsten gehört, was in Deutschland je in Form von elektronischer Musik auf einen Tonträger geb(r)annt wurde. Und das ist nicht wenig. Von Kraftwerk bis zu The Modernist immerhin. Anspieltipp: «Ignaz Guenther House». Über neun Minuten rhythmisch entrückt in eine andere Welt zappen, die alles andere als kalt und herzlos ist. Oder mit dem sanften «Brautlied» im Kopf über Gott und die Welt

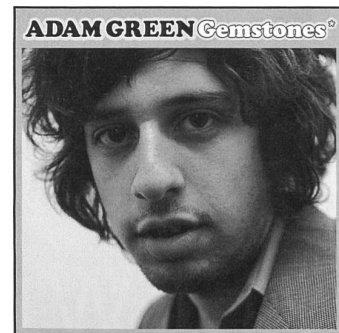


meditieren. Die meisten Tracks auf «Baden-Baden» entstanden in Zusammenarbeit mit Carl Oesterhelt zur musikalischen Untermalung von Meliáns Kunstinstallationen. Eine gewisse Gudrun Gut war dermassen begeistert, dass sie der Allrounderin eine ganze Platte «in Auftrag gab». Nicht immer sind Überredungskünste von guten Eltern. In diesem Fall aber ganz bestimmt!

SIEBERS SCHNEEMANN-PODESTLI:

- {1} **Nick Drake**
Pink Moon (1972)
- {2} **Bright Eyes**
I'm Wide Awake It's Morning
- {3} **Michaela Merián**
Baden-Baden
- {4} **Bright Eye**
Digital Ash In A Digital Urn
- {5} **R.E.M.**
Green (1988)
- {6} **Adam Green**
Gemstones
- {7} **Sophia**
People Are Like Seasons (2004)
- {8} **Travis**
Singles (2004)

ADAM GREEN. Eine hübsche Bilderbuch-Biographie: Mit 13 Jahren verfasst er erste eigene Texte. Kindheit in New York. Seine Urgrossmutter ist Felice Bauer, die Verlobte von Franz Kafka. Lebt abwechselnd zuhause und in einer lockeren Wohngemeinschaft, kurz «Matratzen-Szene» genannt. Musikalische Kinderstube mit den Moldy Peaches. Im Gepäck trägt der Wuschelkopf immer CDs von Jacques Brel und Scott Walker. Ich kenne «Friends Of Mine» des amerikanischen Songwriters Adam Green (noch) nicht. Es figuriert in den Bestenlisten nicht nur des vorletzten Jahres, sondern auch unter den



sogenannten «Platten aller Zeiten». Puh, was macht nun also einer, der ein Opus in die Welt gesetzt hat, dem nur die gehässigsten aller Kritiker etwas anhaben wollen? Adam Green ist schlau genug, und wappnet sich vor allzu grossen Erwartungen. Und er wird «sein Ding» durchziehen, ähnlich wie es vor elf Jahren Beck nach «Mellow Gold» machte. «Gemstones» (Phonag) ist das Werk eines begabten Entertainers, bei dem die Texte einen zentralen Charakter haben. Von A (Antidepressiva) bis Z (Zuhälter) ist ihm kein Thema zu fremd, um es in einem Text zu «verbraten». Phantasie hat der junge Mann, und dass es in seinen zwischen Country/Lo-Fi/Pop/Rock'n'Roll pendelnden Liedern auch mal absurd, surrealistisch, ja obszön zu- und hergeht, ist kein Geheimnis mehr. Nach anfänglichen Schwächen wird «Gemstones» gegen den Schluss hin immer stärker. Fehlenden Tiefgang macht der Sänger mit Humor wett. Songs wie «Bible Club» und «Losing On A Tuesday» betören auch den Nichtromantiker. Übrigens ist Green im Januar bei Suhrkamp mit «Magazine» auch als Dichter ins Rennen gestiegen. Ginsberg und Dylan sollen in seinen Texten mit-schwingen. In Deutschland hat er sich mit seinen Liveacts eine eingefleischte Fangemeinde erworben. Die «FAZ» schwärmte kürzlich «von einer Mischung aus Jim Morrison und Frank Sinatra».